

Die Fieberkurve : Wachtmeister Studers zweiter Fall. Teil 16

Autor(en): **Glauser, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661631>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

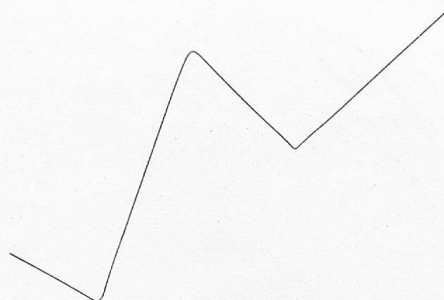
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE FIEBERKURVE



Wachtmeister Studers
zweiter Fall
von Friedrich Glauser

Marie nahm an den spiritistischen Séancen, die ihr Gatte, Ihr Gatte! ‚Son mari!‘ sagte die Hausmeisterin! veranstaltete, nie teil. Marie flüchtete sich zu ihr, sagte Madame. Sie sagte immer: «Ich habe solche Angst, Madame!»

Marie und Angst haben? Chabis! Studer ärgerte sich.

Er verliess die mitteilssame Frau und ging mit seinen breiten Schritten durch die laut schwatzende Menge der Fussgänger. Mittag war nahe. Studer fühlte sich allein, einsam, und der Traum der letzten Nacht wirkte dunkel nach. Vielleicht war auch das unangenehme Gefühl, das der Berner Wachtmeister zwischen seinen Schulterblättern und auf dem Nacken spürte, auf diesen Traum zurückzuführen. Einen Augenblick dachte er, jemand verfolge ihn. Als er sich umwandte, sah er nur gewöhnliche Fussgänger, Dienstmädchen, Frauen, Männer, Arbeiter...

Er setzte seinen Weg fort. Auf dem Boulevard St-Michel war das Gefühl wieder da, der Wachtmeister blieb vor einer Auslage stehen und beobachtete die Strasse... Nichts... Doch! Auf dem gegenüberliegenden Trottoir flanierte ein Mann mit einem steifen Hut — und blieb auch vor einer Auslage stehen. Studer ging weiter, er kannte ein chinesisches Restaurant in einer kleinen Seitengasse. Dort ass er zu Mittag, trank viele Tassen eines dünnen, erfrischenden Tees, erlabte sich an den gebackenen Keimen von Sojabohnen und an einem Schweinsragoût, das so stark mit Curry gewürzt war, dass es ihm die Zunge verbrannte. Als er aus dem Restaurant trat, stand auf der andern Seite der Strasse der Mann mit dem steifen Hut und blickte ihn fest an. Studer beachtete ihn nicht.

Als der Wachtmeister über die Seine ging, um im Justizplatz noch einmal nach Madelin zu fragen, hatte er wieder das unangenehme Gefühl im Nacken. Er wandte sich um...

Ohne sich weiter zu verstecken, ging zehn Schritte hinter ihm der Mann mit dem steifen Hut.

Er grinste unverschämt, als ihn Studers fragender Blick traf.

— — — Und Kommissär Madelin war noch nicht aus Angers zurückgekehrt — — —

Studer verbrachte den Abend in der kleinen Beize an den Hallen. Er schrieb seiner Frau eine Ansichtskarte, und zehn Minuten lang fühlte er sich nicht mehr allein. Aber dann überfiel ihn das Gefühl der Einsamkeit mit verdoppelter Macht. Es war ihm, als werde er von den Gästen verhöhnt, und als lache selbst der Beizer ihn aus.

Doch draussen, vor der Kneipe, deutlich zu sehen durch die hohen Fenster, patrouillierte der Mann auf und ab — der Mann mit dem steifen Hut.

In dieser Nacht versuchte Wachtmeister Studer sich einen Rausch anzutrinken. Man braucht dies von Zeit zu Zeit, wenn man müde, nervös, gereizt und verärgert ist. Aber der Rausch wollte nicht kommen. Er wirkte nur an der Oberfläche, die Ruhe drang nicht in die tieferen Schichten von Studers Gemüt; denn dort herrschte Unordnung und Chaos, dort hockte eine kalte Verzweiflung. Der einsame Wachtmeister hatte den Eindruck, dass mit ihm gespielt wurde — und es war ein grausames Spiel, grausam deshalb, weil er die Regeln nicht kannte.

Am späten Vormittag erwachte er, merkwürdigerweise mit ziemlich klarem Kopf. Und da Kommissär Madelin noch immer nicht zu sprechen war, beschloss Studer, Godofrey aufzusuchen. Als er nach ihm fragte, wurde der Bürodienner verlegen.

«Ja... vielleicht... ich weiss nicht...» Dann Tuscheln hinter einer Tür. Man schien auf diese Frage nicht vorbereitet zu sein.

«Zimmer 138, unterm Dach.»

«Merci», sagte Studer, und er dehnte das Wort nicht mehr, wie er es z'Bärn gewohnt war. —

Lange Gänge, Stiegen voll Staub, wieder ein langer Gang; jetzt war man unterm Dach. Es war

dunkel, keine Lampe brannte. Im Flackern eines Streichholzes entdeckte Studer endlich die angegebene Nummer . . .

Godofrey bereitete dem Wachtmeister einen rührenden Empfang. Er trug einen alten Labormantel, der vor sehr langer Zeit einmal weiss gewesen war. Jetzt war er bunt: rot, blau, gelb. Und im Laboratorium stank es — aber dieser Gestank war angenehmer als der Geruch nach Staub und Bodenöl.

— Es sei schön, dass der Herr Inspektor wieder in Paris sei! Der Herr Inspektor Stüdère . . . «Wie oft hab ich nach Ihnen gefragt», sagte Godofrey und flatterte herum wie ein farbiger Vogel. «Aber seit vorgestern ist der ‚Patron‘ wütend über Sie, Inspektor.»

Ja, meinte Studer, das habe er gemerkt. Madelin sei plötzlich verschwunden. Was denn los sei?

«Politik!» flüsterte Godofrey eindringlich. Und letzte noch leiser hinzu: Studer sei selbst an allem schuld.

«Ich?» fragte der Wachtmeister. «Warum denn?»

Man habe Studer im Verdacht, für Deutschland zu spionieren . . . Da lachte der Berner Fahnder, aber es war kein herzliches Lachen. Das war ja eine Posse!

Darum die Verfolgung durch den Mann im steifen Hut! Madelin hatte ihn beobachten lassen, ihn, den Wachtmeister Studer! . . . Unglaublich! . . .

Godofrey schlich zur Tür, lauschte, riss sie auf — es war wie im Kino. Godofrey kam zurück, nachdem er die Tür wieder geschlossen hatte; er winkte, wie ein Verschwörer, und Studer näherte sein Ohr dem Munde des kleinen Mannes. Godofrey flüsterte:

«Sie haben sich nach den Brüdern Mannesmann erkundigt. Das genügte . . . genügte vollkommen . . . mehr brauchte es nicht . . . — Was er sich eigentlich einbilde, hat man Madelin auf dem Kriegsministerium gefragt. Die Akten des Falles Mannesmann? Nicht daran zu denken! . . . Wozu er die Akten brauche? Ja, er, Divisionskommissär Madelin? . . . Ah, für einen Freund? Einen Schweizer Polizisten? Von Bern? . . . Natürlich ein Boche! Das gäbe es nicht! Auf keinen Fall! . . . — Ja, so haben sie den ‚Patron‘ auf dem Kriegsministerium abgefertigt.»

Schweigen. Studer dachte verschwommen, dass er ein Wespennest aufgestört habe . . . Unangenehm . . .

Der Kleine plapperte weiter.

«Setzen Sie sich, Inspektor. Sie haben unüberlegt gehandelt. Warum sind Sie nicht zu Godofrey gekommen? Godofrey weiss alles. Godofrey ist ein wandelndes Lexikon. Godofrey kennt alle Kriminalfälle des In- und Auslandes. Vom Fall Landru bis zum Fall Riiedell-Güala» — er meinte den Fall Riedel-Guala — «und Godofrey sollte den Fall Mannesmann nicht kennen? Inspektor! Warum haben Sie den ‚Patron‘ mit dieser Sache belästigt?»

Studer zündete eine Brissago an — und sie schmeckte ihm. Das Gescheiteste war wohl, man schwieg und liess den kleinen Mann ruhig erzählen.

Godofrey fuhr fort:

Er hatte vor einem Jahr wegen eines Spionagefalles im Kriegsministerium gearbeitet. Und da seien ihm durch Zufall die Akten Mannesmann in die Hände gefallen. «Der Name fiel mir auf; denn in meinem Berufe habe ich mit Mannesmannröhren zu tun. So nennt man die Behälter, — Sie werden dies wohl wissen — in denen man Gase unter hohem Druck aufbewahren kann. Ich habe mich damals gefragt, ob es sich um Verwandte *dieses* Mannesmann handelt und in den Akten geblättert. Ja, zuerst nur geblättert und dann aufmerksam gelesen . . . Zwei Brüder, angeblich Schweizer.»

«Das weiss ich alles», unterbrach Studer. «Sie haben nach Blei, Silber, Kupfer geschürft und sind dann erschossen worden, wegen Hochverrat . . .»

«Stimmt», sagte Godofrey. «Was Sie aber nicht wissen, ist folgendes: Die beiden wollten Land kaufen und hatten in ihrem Gepäck stets viel Gold- und Silberstücke, denn die Araber dort unten sind misstrauisch gegen Banknoten. Dann wurden sie verhaftet, erschossen — man durchsuchte ihr Gepäck. Aber von dem Geld war nichts mehr vorhanden.»

Godofrey machte eine Kunstpause und liess seine Worte wirken.

«Sie hatten kein Konto auf der Banque Alérienne, da vermutete man, sie hätten das Geld irgendwo versteckt. Ein Offizier vom Zweiten Büro, es ist unser Nachrichtenbüro, verkleidete sich als Araber und zog los, um sich an den Geologen Cleman heranzumachen, denn dieser Mann hatte mit den Mannesmann gearbeitet und war auch derjenige, der sie verraten hatte. Lyautey war wütend, denn er brauchte Geld für seine Kolonie. Er fand, man habe das Todesurteil zu schnell vollzogen. Warum kein Verhör? brüllte er. Aber es war zu spät. — Zwei Monate brauchte der Offizier vom Zweiten Büro, dann fand er den Geologen

Cleman. Sie wissen, dass er ein Landsmann von Ihnen war, Inspektor? Ja? ... Gut. Der Offizier machte sich an den Cleman heran, aber der blieb stumm. Der Geologe war damals in der Gegend von Gurama beschäftigt, er fahndete nach Erdöl und Kohlen. Ausserdem waren dort ein paar Bleiöfen in Betrieb, welche die Gebrüder Mannesmann erbaut hatten. Dem Cleman konnte man nichts anhaben. Er hatte einen Schweizer Pass und daneben noch belgische Papiere. Die Belgier waren unsere Verbündeten. Cleman erklärte, er habe sich in der Schweiz angekauft, um ungestört nach Deutschland fahren zu können. Er behauptete, nur in Deutschland gebe es die Maschinen, die er brauche. Da er die beiden Mannesmann entlarvt hatte, glaubte ihm der Offizier alles. Ausserdem war Cleman unter den Berbern jener Gegend sehr beliebt ... Der Offizier vom Zweiten Büro kam unverrichteter Dinge zurück.

Cleman blieb noch ein Jahr in Gurama, fuhr dann in die Schweiz, wurde von Lyautey zurückgerufen und wieder nach Gurama geschickt. Er hatte es verstanden, sich beim General beliebt zu machen. Als er krank wurde, liess ihn Lyautey mit einem Flugzeug nach Fez schaffen. Cleman starb dort, während einer Blatternepidemie, an einem Sumpffieber. Der Sekretär des Cleman, ein gewisser Jacques Koller, siedelte sich in Paris an und gab sich mit Maklergeschäften ab. Als Hilfe — als Sekretärin, wenn Sie wollen — verschrieb er sich die Tochter seines Brotgebers, des verstorbenen Geologen Cleman.

Und nun? Nun scheint die Geschichte, die jahrelang in den Kartons des Kriegsministeriums geschlafen hat, plötzlich wieder aktuell zu werden. Koller, der Sekretär, verschwindet. Clemans zweite Frau findet in Basel einen merkwürdigen Tod. Sie haben dies Madelin erzählt, und er hat es mir wiederholt. Und dann erscheinen Sie, Inspektor, auf einmal in Paris und wollen die Akten Mannesmann sehen ... Genügt das nicht, um Misstrauen zu erwecken? Können Sie es der französischen Regierung verdenken, wenn sie der Meinung ist, Sie, Inspektor, seien gekommen, um den verschwundenen Schatz der Brüder Mannesmann zu suchen? Es waren immerhin 200 000 Franken in Vorkriegswährung ... Alles in Silber und Goldstücken! Vielleicht hat der Cleman das Geld vergraben? Nun meint man natürlich, dass Sie sich als Schatzgräber betätigen wollen, und das will man vereiteln. Hat man nicht recht?»

Studer hielt den Kopf gesenkt. Er sass auf einem

Tisch, zwischen Eprouvetten, Reagenzgläsern, Bunsenbrennern und Glasflaschen. Von einem Dachfenster sickerte spärliches Licht auf seinen Rücken. Godofrey ging auf und ab, mit kleinen steifen Schritten, und als er jetzt anhielt und, die Hände auf dem Rücken, Studer anlotzte, sah er aus wie der Vogel der Weisheit ...

«Meine Frau lässt Ihnen herzlich für die Gansleber danken», sagte Studer, scheinbar zusammenhanglos. Das schien den Kleinen zu freuen, denn er spitzte den Mund und pfiiff — ganz leise. Mit steifem Eulenschritt trat er näher, beugte sich zu Studers Ohr und flüsterte:

«Legen Sie Madame meine Verehrung zu Füssen», er grinste, «aber ich, Godofrey, werde Ihnen helfen. Wir beide werden dem ‚Patron‘ einen Streich spielen, und ich weiss, dass er ihn nicht übel nehmen wird. Denn eigentlich ist er gar nicht böse auf Sie, sondern er flucht über das Kriegsministerium. Sie müssen verschwinden, Inspektor, denn wenn Sie nach Marokko fahren, wird man Sie unter irgendeinem Vorwand in Marseille verhaften und als unerwünschter Ausländer ausweisen. Das kann lange dauern, die Ausweisung nämlich, und während des Wartens können Sie gut und gerne verfaulen — in einem feuchten Verliess ... Nein, wir machen das anders. Es wird Ihnen doch möglich sein, Ihren Schatten abzuschütteln?»

Godofrey blickte den Wachtmeister treuherzig an und verstand gar nicht, warum sein Freund bei dem Worte «Schatten» zusammengezuckt war. Die Schatten! Der Fall mit den Schatten! ... Unwillig schüttelte Studer den Kopf. Godofrey fuhr fort:

«Der Brigadier Beugnot, der angewiesen ist, Ihnen auf Schritt und Tritt zu folgen, ist nicht der Gescheiteste ...», und schwieg dann, während er seine Wanderung wieder aufnahm.

Ganz zusammengekrümmt sass Studer da und betrachtete mit Interesse seine baumelnden Füsse. Konnte man diesem Godofrey, den man nicht weiter kannte, wirklich Vertrauen schenken? Vielleicht ... Man war schliesslich nicht vergebens neunundfünfzig Jahre alt geworden, man hatte ein wenig Menschenkenntnis erworben. Der Typus, zu dem Godofrey gehörte, war einem nicht fremd. Sicher war das Männlein Kriminologe geworden, um der Langeweile zu entgehen. Godofrey brauchte Betrieb. Er gehörte zu jenen Leuten, die am liebsten beten würden: «Unser täglich Problem gib uns heute ...» Man fand diesen Typus nicht nur unter Polizeiorganen, auch unter Philosophen, Psychologen, Aerzten, Juristen war er vertreten ...

Kein unsympathischer Typus! Ein wenig ermüdend vielleicht, wenn man ständig mit ihm zu tun hatte. Studer beschloss: Man kann es probieren. Seine Stimme war sanft, streichelnd, als er sagte: «Und wie wollen Sie mir helfen, mein lieber Godofrey?»

Wahrhaftig, dem Männlein traten Tränlein in die Augen. Sicher ist der arme Kerl ganz allein, dachte Studer, und niemand ist freundlich zu ihm, sein ‚Patron‘ singt ihn nur an oder kommandiert.

«Ich habe hier», sagte Godofrey mit einer komisch-zitternden Stimme, «den Pass eines Freundes. Er sah Ihnen ähnlich, Monsieur Stüdère. Er hat mit mir in Lyon gearbeitet, aber von einem Jahr ist er bei einer Daffle erschossen worden. Er war Inspektor an der dortigen Sicherheitspolizei. Ich gebe Ihnen seinen Pass. Nur den Schnurrbart müssen Sie sich abrasieren lassen. Dann kaufen Sie sich einen dunklen Mantel mit Sammetkragen, auch einen steifen Kragen müssen Sie anlegen und nicht vergessen, dass Sie von nun an wie der Polizeiminister des *Kaisers* heissen . . . »

«Des Kaisers?»

«Sicher meinte ich nicht Wilhelm II.», sagte Godofrey tadelnd. «Es gibt nur einen Kaiser, den kleinen Korporal, Napoleon I.! Sein Minister hiess . . . Sie werden doch nicht behaupten wollen, dass Ihnen der Name dieses genialen Menschen unbekannt ist?»

Nun hatte Studer im Gymnasium gerade immerhin in den Geschichtsstunden geschlafen. Er zuckte darum mit den Achseln und blickte Godofrey fragend an.

«Seine Exzellenz Joseph Fouché von Nantes, Herzog von Otranto . . . »

«Was? Herzog bin ich auch?» meinte Studer entsetzt.

«Sie wollen den armen Godofrey lächerlich machen, Inspektor! Sie heissen von nun an: Joseph Fouché, Inspecteur de la Sûreté. Wir werden übrigens den Pass noch vervollständigen . . . », sagte Godofrey, ging zu einem Wandschrank, entnahm ihm ein Büchelchen, das ziemlich verschmiert aussah und begann, in der babylonischen Unordnung seines Schreibtisches nach einem bestimmten Objekt zu fahnden. Er fand es endlich und es war ein Fläschlein grüner Tinte. Mit dieser Tinte malte er heilige bürokratische Zeichen auf das vorletzte Blatt des Büchleins. Dann holte er aus dem gleichen Wandschrank einen glattpolierten Stein, fetete ihn ein, drückte ihn auf ein bereitgehaltenes Dokument, zog den Stein vorsichtig ab und presste

den so gewonnenen Stempel ebenfalls auf die vorletzte Seite des Passes. Hierauf trat wieder die grüne Tinte in Aktion, Godofreys Hand mitsamt der Feder beschrieb elegante Kreise in der Luft, bevor sie, einem Habicht gleich, der ein Hündlein erblickt hat, herab aufs Papier schoss. Dann schwenkte der kleine Mann den präparierten Pass in der Luft, blies auf die noch feuchte Tinte und endlich . . . endlich . . . hielt der Wachtmeister den Beweis seiner Fertigkeit vor die Nase:

«Reist in besonderem Auftrag des Kriegsministers», stand da. Die Unterschrift war unleserlich, wie es sich gehörte, und ein Stempel krönte das Kunstwerk.

«Grossartig! Wunderbar!» sagte Studer.

«Wenn wir Kriminalisten nicht einmal fälschen könnten», sagte Godofrey bescheiden, «dann wäre es besser, man bände uns ein Aktenfaszikel um den Hals. Aber es ist ja für eine gute Sache, Herr Inspektor Fouché!»

«Ich danke Ihnen, Godofrey! Mehr kann ich nicht sagen. Aber wenn Sie einmal Hilfe brauchen sollten — Sie wissen, wo ich daheim bin.»

«Gut, gut, Inspektor; das ist alles nicht der Rede wert», sagte der Kleine. «Man hilft sich, nicht wahr . . . »

Studer nahm das offen dargereichte Büchlein, blätterte darin und fand ganz vorne eine Passphotographie. Der Mann den dieses Bild darstellte, war breitschultrig, es war ein Brustschild, sein Gesicht mager, und eine spitze, schmale Nase sprang daraus hervor. Der Mund? Studer hatte seinen eigenen Mund nie mehr gesehen, seit er einen Schnauz trug.

«Und Sie glauben, dass mir der Mann gleicht?» fragte Studer.

«Wie ein Zwillingbruder! . . . Nur müssen Sie sich den Schnurrbart abrasieren, einen steifen Hut aufsetzen — dann können Sie beruhigt reisen.» Studer wollte den Pass in seiner Busentasche versorgen, da — wie schon einmal — machte sich die Fieberkurve durch Rascheln bemerkbar.

«Hier, Godofrey», Studer hielt dem Kleinen das Dokument hin. «Können Sie das entziffern?»

Godofrey stürzte sich auf das Blatt, schob die Hornbrille in die Stirn, und da kamen zum Vorschein ein Paar wässrige, blinzelnde Aeuglein. Ihnen näherte er das Blatt etwa auf Handbreite, drehte es hin und her und hielt es endlich so, dass die Achse der Fieberkurve senkrecht stand. Ausrufe platzten auf seinen Lippen:

(Fortsetzung folgt)